

JANA SCHÄFER

The
Hope
we
find

Ravensburger

JANA SCHÄFER

The
Hope
we
find

Ravensburger

TRIGGERWARNUNG

Dieses Buch enthält Themen, die potenziell triggern können.
[Hier](#) befindet sich ein Hinweis zu den Themen.

ACHTUNG: Dieser enthält Spoiler für die gesamte Handlung.

Originalausgabe

Als Ravensburger E-Book erschienen 2022

Die Print-Ausgabe erscheint in der Ravensburger Verlag GmbH,
Postfach 2460, D-88194 Ravensburg

© 2022, Ravensburger Verlag GmbH

Text © 2022, Jana Schäfer

Lektorat: Tamara Reisinger

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literaturagentur
Langenbuch & Weiß, Hamburg.

Umschlaggestaltung: »das verlagsatelier« Romy Pohl
unter Verwendung von Motiven von © ShustrikS, © Verbena, ©
sergio34, alle von Shutterstock

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-473-51110-5

www.ravensburger.de

*Für Sina,
weil du Bücher genauso sehr liebst wie ich
und von Anfang an dabei warst.*

*Und für Nina,
weil du an diese Geschichte geglaubt
und sie auf ihrem Weg begleitet hast.*

PLAYLIST

The Sound of Silence Simon & Garfunkel
If The World Was Ending JP Saxe, Julia Michaels
Still Learning Halsey
A Million Dreams The Greatest Showman
Make You Feel My Love Adele
If You Want Love NF
Lost Boy Ruth B.
Ocean Eyes Billie Eilish
Crashing Gersey
Older Than I Am Lennon Stella
Wildest Dreams Taylor Swift
Bad Habits Ed Sheeran
Circle of Life Elton John (The Lion King)

1. KAPITEL

Maisie

»Pass auf, Teddy. Die Autos fahren hier unglaublich schnell. Ich will, dass du meine Hand nicht mehr loslässt, okay?« Ernst drehte ich mich zu Teddy um, der mich aus murmelgroßen Augen erstaunt ansah. Wenn er diesen Blick aufsetzte, war es beinahe unmöglich, streng zu bleiben, und das wusste er. Er war gerade mal vier Jahre alt und erst seit wenigen Tagen bei uns im Kindergarten, doch er wusste genau, wie er die Erwachsenen um den Finger wickeln konnte. Inklusiv mir.

»In zehn Jahren wird er die ersten Herzen brechen«, sagte Bree schmunzelnd.

»Ohne Zweifel.«

»Okay, Kinder, wir gehen jetzt los zum Park. Ihr kennt die Regeln. An der Straße bleiben wir stehen und warten, bis die Erwachsenen sagen, dass wir rübergehen können. Habt ihr alle eine Freundin oder einen Freund an der Hand?« Bree musterte die Kinder, die sich in Zweierreihen aufgestellt hatten, eingehend. »Gut, dann können wir los. Bildest du den Abschluss?«, fragte sie an mich gewandt.

»Klar.«

Wir setzten uns in Bewegung und ließen den Kindergarten hinter uns. Bree legte ein schnelles Tempo an den Tag, doch die Kinder hielten mühelos Schritt. Es war ein sonniger Vormittag, was wir unbedingt ausnutzen wollten. Ich hatte bereits aufgehört zu zählen, wie oft wir im Trockenraum nasse Jacken und Regenhosen auf die Wäscheleine hängten. Doch Regen gehörte genauso zu Edinburgh wie die alten Häuser und kleinen kopfsteingepflasterten Gassen dazwischen.

Ich mochte diese Stadt und nahm den Regen gern in Kauf. Zumindest wenn ich nicht gerade mit zehn Kindern unterwegs war, die es liebten, in Pfützen zu hüpfen – was mich nicht weiter kümmerte, bis die Eltern mit fragenden Mienen vor uns standen, weil ihre Kleinen von oben bis unten mit Schlamm bespritzt waren.

Als wir eine Kreuzung erreichten, blieb Bree stehen. Auf der anderen Straßenseite lag ein kleiner Park mit einem Spielplatz, auf dem wir die nächste Stunde verbringen würden. Bree und ich hatten heute die Leitung der Gruppe der Drei- bis Fünfjährigen übernommen, was meistens darin endete, dass wir auf der Parkbank sitzend über Filme und aktuelle Nachrichten quatschten, während die Kinder spielten. Ab und zu kam eines mit einem aufgeschlagenen Knie zu uns oder brauchte Trost, weil ein anderes Kind gemein gewesen war. Doch für gewöhnlich legte sich die Aufregung schnell wieder.

»Wir warten, bis es Grün wird, dann können wir übergehen«, erklärte Bree den Kindern wie jedes Mal wenn wir die Kreuzung überquerten. Ich kannte keinen Menschen, der so geduldig und liebevoll mit Kindern umging wie sie.

Seit zwei Jahren arbeitete ich nun schon im Kindergarten. Was nach meinem Schulabschluss als Aushilfe und Krankheitsvertretung begonnen hatte, war zu einer Vier-Tage-Woche geworden. Anders als Bree hatte ich keine Ausbildung durchlaufen, weshalb ich mich mit einem geringeren Gehalt begnügen musste, doch die Arbeit gefiel mir. Kinder waren nicht so kompliziert wie Erwachsene. Sie zerbrachen sich nicht ständig den Kopf und sprachen aus, was sie dachten. Das machte sie zu deutlich angenehmeren Gesprächspartnern.

»Lässt du mich wieder ganz hoch schaukeln?«, fragte Teddy und lenkte mich damit von meinen Gedanken ab.

»Natürlich, aber nur wenn du dich gut festhältst.«

»Versprochen«, sagte er in einem beinahe feierlichen Ton. Ich lächelte und hielt seine kleine Hand, die warm in meiner lag, ein bisschen fester. Gerade als ich mich fragte, wie lange es noch dauern würde, bis die Ampel endlich auf Grün sprang, wurde ich von jemandem angerempelt. Verärgert drehte ich mich um.

Eine Gruppe von vier jungen Männern drängte sich an uns vorbei und trat auf die Straße.

»Warum gehen die schon rüber? Es ist doch noch gar nicht Grün«, sagte Teddy und klang ernsthaft empört.

»Wie wäre es mit ein bisschen mehr Rücksicht?«, rief Bree in diesem Moment, während ich Teddy erklärte, dass manche Leute glaubten, es wäre okay, einfach so über die Straße zu laufen. Was es natürlich nicht war. »Von Vorbildfunktion habt ihr wohl noch nie was gehört!«

Bree blieb im Umgang mit den Kindern immer sanftmütig und ruhig, doch wenn ihr etwas nicht in den Kram passte, regte sie sich leidenschaftlich gern auf. Ich konnte es ihr nicht verdenken. Innerlich warf ich den Idioten dieselben Worte an den Kopf, die sie mühelos über die Lippen gebracht hatte.

Einer der Männer – ich schätzte ihn auf Anfang zwanzig, also vielleicht ein, zwei Jahre älter als ich – blieb mitten auf der verlassenen Straße stehen und drehte sich grinsend zu uns um. »Und wer bist du? Die selbst ernannte Verkehrspolizei?«, fragte er mit einem amüsierten Blick auf Bree, bevor er sich wieder abwandte und den anderen folgte.

Bree erwiderte nichts, doch ich konnte sehen, dass sie die Zähne zusammenbiss. Garantiert kämpfte sie gerade gegen den Drang an, den Typen ein paar Dinge an den Kopf zu werfen, die ihre Pflicht als Vorbild verletzen würden.

In dem Moment wechselte die Ampel von Rot auf Grün, und kurz darauf erreichten wir den Spielplatz. Wie gewohnt scannte ich zuerst die Umgebung. Es war schon mehr als einmal vorgekommen, dass plötzlich ein Hund aus

dem Gebüsch geschossen kam und die Kinder zu Tode erschreckte. Doch heute lag der Spielplatz verlassen vor uns.

Dachte ich zumindest. Bis ich jemanden auf der Bank liegen sah. Verdammt, das hatte gerade noch gefehlt. Normalerweise würde ich den Typen ignorieren, aber die Kinder würden sich wundern und Fragen stellen. Das wollte ich weder ihm noch mir zumuten.

»Der Spielplatz ist nicht leer«, sagte ich leise zu meiner Kollegin, nachdem sie die Kinder angewiesen hatte, einen Kreis zu bilden, um noch mal kurz die Regeln durchzugehen, die auf dem Spielplatz galten.

»Das habe ich auch schon bemerkt. Soll ich ihn loswerden?«, fragte sie, doch in dem Moment fing Jenny an zu weinen, weil ein anderes Kind sie gezwickt hatte. Bree nahm sie kurzerhand auf den Arm und murmelte ihr beruhigend zu.

Unschlüssig schaute ich von den Kindern zur Bank und wieder zurück. »Ich mach das schon«, sagte ich und klang zuversichtlicher, als ich mich fühlte.

Die Kinder schienen den Kerl bisher nicht bemerkt zu haben, was auch so bleiben sollte. Normalerweise überließ ich Bree solche Dinge, wo es darum ging, mit Fremden zu reden, aber sie war noch mit Jenny beschäftigt. Außerdem hatte ich nicht all die Therapiestunden und Fortschritte gemacht, um jetzt zu kneifen.

Während Bree mit der Gruppe ein Lied anstimmte, zu dem alle klatschten, betrat ich entschlossen den Spielplatz. »Entschuldigung«, rief ich, als ich mit etwas Abstand vor der Bank zum Stehen kam. »Sie müssen woanders hingehen. Das hier ist ein Spielplatz.«

Der junge Mann regte sich nicht.

Ich machte noch einen Schritt auf ihn zu und musterte ihn eingehend. Er trug Jeans und Lederjacke. Markenklamotten, wie ich bei näherem Hinsehen erkannte. Der Kerl war höchstens Mitte zwanzig und unverschämt

attraktiv. Auch das noch. Mein Blick verharrte eine Spur zu lange auf seinen dunklen Haaren und den markanten Gesichtszügen.

»Hallo?«, versuchte ich es erneut, diesmal lauter.

Keine Reaktion.

Rasch schaute ich zu Bree, die immer noch mit den Kindern beschäftigt war. Von ihr konnte ich also keine Hilfe erwarten.

Nach einem kurzen Zögern setzte ich meinen Rucksack ab, in dem sich ein Erste-Hilfe-Set und eine Wasserflasche befanden. »Du hast es nicht anders gewollt«, murmelte ich, öffnete die Flasche und kippte den halben Inhalt über den Kerl. Das war zwar für gewöhnlich nicht meine Art, aber Not machte erfinderisch.

Ein Keuchen erklang, gefolgt von einem lautstarken Fluch, der mich instinktiv nach den Kindern sehen ließ, die zum Glück weit genug weg standen. »Scheiße! Was zur Hölle soll das?« Graublau Augen bohrten sich in meine.

Ich öffnete den Mund, doch es kamen keine Worte heraus. Shit. »Das hier ist ein Spielplatz«, sagte ich, als ich die Sprache wiedergefunden hatte.

»Und?« Seine Augenbrauen wanderten herausfordernd nach oben.

Das war der Moment, in dem mein Geduldsfaden riss.

»Und hier spielen Kinder, die sich nicht vor einem betrunkenen Kerl fürchten sollten.«

»Kinder lieben mich«, erwiderte er und fuhr sich durch die nassen Haare, die in alle Richtungen abstanden. Dafür, dass er aussah, als hätte er die ganze Nacht auf dieser Parkbank geschlafen, klang seine Stimme erstaunlich klar. »Außerdem bin ich nicht betrunken. Nicht mehr auf jeden Fall.«

»Na dann«, gab ich sarkastisch zurück. Himmel, was für ein Start in die Woche. »Hör zu, meine Kollegin kommt gleich mit einer Gruppe von Kindern, und wenn du bis dahin nicht verschwunden bist, rufe ich die Polizei.« Keine

Ahnung, wo all die Worte herkamen, doch ich war verdammt froh, dass sie mich diesmal nicht im Stich ließen. Angetrieben von meiner Wut vergaß ich beinahe, dass ich Gespräche mit Fremden normalerweise vermied.

Ein leises Lachen durchbrach meine Gedanken.

Verwirrt schaute ich den Kerl an. Lachte er mich gerade aus? Aus seinen Haaren tropfte noch immer das Wasser, das ich über ihm ausgeleert hatte, und er besaß die Frechheit, mir ins Gesicht zu lachen. Was für ein Idiot. Ich holte Luft, um ihm die Meinung zu sagen, doch er kam mir zuvor.

»Keine Sorge, ich bin schon weg.« Er stand auf und klopfte sich die Hose ab, wobei er verstohlen die Rutsche und die Schaukel musterte, als sähe er sie gerade zum ersten Mal.

»Keine Erinnerung, wie du hier gelandet bist?«, fragte ich mit einem Anflug von Genugtuung.

»Vage.« Er zuckte mit den Schultern, als wäre es keine große Sache, morgens verkatert in einem Park aufzuwachen.

»Nicht deine erste Nacht auf einer Bank, was?« Wow, ich war richtig in Fahrt. Das würde ich in meiner nächsten Therapiesitzung als Erfolg verbuchen. Mehrere Sätze, ohne zu stocken, mit einem Fremden gesprochen. Meine Therapeutin würde begeistert sein.

»Ob du es glaubst oder nicht, doch. Ich bin an der Uni quasi für mein Verantwortungsbewusstsein bekannt.«

Ich schnaubte. Ja, klar.

Als Brees Stimme über den Platz wehte, machte ich eine ungeduldige Bewegung.

»Bin schon weg.« Er vergrub die Hände in den Hosentaschen und schlenderte in aller Seelenruhe vom Spielplatz. Nach ein paar Schritten drehte er sich noch mal zu mir um. »Wir sehen uns. Danke für die Dusche.«

Ganz sicher nicht. Sprachlos schaute ich ihm hinterher.

»Genau solche Kerle sind der Grund, warum ich nie mit einem Mann zusammen war«, meinte Bree, als wir auf der Parkbank saßen, die ich vorsichtshalber mit einem Tuch abgewischt hatte. Die Rucksäcke der Kinder hatten wir auf der Bank daneben abgelegt.

»Du meinst abgesehen davon, dass du Frauen schon immer attraktiver fandest?«, warf ich schmunzelnd ein. Ich hatte ihr detailliert von dem Gespräch berichtet, das mich immer noch ein bisschen fassungslos machte.

»Ich wette, er studiert Jura oder Medizin, verbrät das Geld seiner Eltern in zu teuren Clubs und hält sich für die Elite der Gesellschaft«, schimpfte Bree weiter. »Genau wie die Deppen, die vorhin einfach über die Straße gelaufen sind.«

»Kann schon sein.«

»Immerhin hast du ihm eine Flasche Wasser über den Kopf gekippt. Geschieht ihm recht. Aber so eine Aktion hätte ich dir gar nicht zugetraut«, sagte sie kichernd.

»Ich mir auch nicht«, murmelte ich und konnte ein Grinsen nicht verbergen. »Aber er war davon wenig beeindruckt. Anstatt sich zu entschuldigen und einfach zu gehen, hat er auch noch dumme Sprüche gerissen.«

»Sag ich ja, eingebildeter Mistkerl.«

Wir verstummten, und die nächsten Minuten konzentrierten wir uns auf die Kinder und passten auf, dass sie nichts anstellten. Gerade spielten sie recht friedlich, aber es dauerte meistens nicht lange, bis eines von ihnen weinte oder uns in das Spiel miteinbezog.

Ich lehnte mich zurück, beobachtete Teddy, wie er mit Jenny eine Sandburg baute, und genoss den kurzen Moment der Ruhe. Bree schien es ähnlich zu gehen. Sie war zwar einer der Menschen, die minutenlang reden konnten, ohne Luft zu holen, aber genauso gut konnte sie schweigen. Das mochte ich an ihr.

Vor zwei Jahren, zu Beginn unserer gemeinsamen Arbeit, hatte ich nur wenig geredet, doch Bree hatte mich

deswegen nie anders behandelt oder komisch angeschaut. Sie wusste, dass ich vor allem früher Schwierigkeiten hatte, die Sätze herauszubringen, die mir auf der Zunge lagen. Dass ich zwar schon immer unglaublich viele Gedanken in meinem Kopf herumtrug, doch wenn es darum ging, sie laut auszusprechen, jahrelang gegen unsichtbare Barrieren angekämpft hatte. Und wenn ich dagegen verloren hatte, war ich still geblieben. Die Leute, die mich kannten, wussten das und hatten geduldig gewartet, bis ich so weit war, oder die Stille mit ihren Worten gefüllt. Die, die mich nicht kannten, hatten jedoch weniger Verständnis gezeigt. Inzwischen konnte ich mühelos ganze Konversationen führen, doch ein Teil von mir fühlte sich manchmal noch immer wie das stumme Mädchen von früher.

Ich schüttelte den Kopf, um die Gedanken zu vertreiben, die in eine Abwärtsspirale drifteten, aus der es keinen Ausweg gab.

»Maisie, kannst du mir helfen?« Amy, ein dunkelhaariges Mädchen, das sich meistens abseits von den anderen Kindern hielt, streckte mir seinen Fuß entgegen. Die Schnürsenkel waren aufgegangen.

»Aber natürlich.« Ich band die Schnürsenkel zu einer Schleife zusammen und musterte Amy eingehend. Sie wirkte irgendwie betrübt. »Ist ansonsten alles in Ordnung?«

Prompt füllten sich ihre Augen mit Tränen. »Die anderen lassen mich nicht mitspielen«, schniefte sie. »Jesse hat gesagt, dass ich viel zu langsam bin und darum nur zuschauen darf.«

»Soll ich mitkommen und mit Jesse reden?«

Amy nickte und streckte ihre Hand nach meiner aus. »Ich bin gleich wieder da«, sagte ich zu Bree, die mir dankbar zunickte.

Nachdem ich Jesse überzeugt hatte, dass alle Kinder mitspielen durften und Schnelligkeit nicht alles war, kehrte

ich zu Bree zurück.

»Du kannst so was echt gut«, bemerkte sie.

»Was meinst du?«

»Na, das.« Sie zeigte in Richtung der spielenden Kinder.

»Du verstehst sie.«

»Das sollte ich bei meinem Job ja auch«, erwiderte ich zwinkernd.

Bree lachte. »Stimmt, aber es gibt weiß Gott viele Erzieherinnen, die sehr viel weniger Verständnis für die Kleinen aufbringen.«

»Das stimmt vermutlich. Dabei sind Kinder so herrlich unkompliziert. Ich stelle es mir deutlich anstrengender vor, in einem Büro zu arbeiten, in dem ich jeden Tag von Erwachsenen umgeben bin.«

»Da sagst du was. Ich glaube, deshalb mag ich den Job auch so gern«, erwiderte Bree. »Hast du Lust, Freitagabend zu einem Musical-Marathon vorbeizukommen?«, fragte sie im selben Atemzug. Das Tempo, in dem sie Themen wechselte, hatte ich schon immer beeindruckend gefunden.

»Klar, ich habe noch nichts vor.« Wie meistens.

Meine Wochenenden bestanden normalerweise aus Leseabenden auf der Couch. Manchmal traf ich mich auch mit meiner Schwester Amelia zu einem Spieleabend oder besuchte mit ihr eine Bar, wenn sie darauf bestand, dass ich mal wieder ausgehen sollte. Seit sie mit Jasper, einem bekannten Autor, zusammen war, versuchten die beiden, mich ständig zu irgendwelchen Events zu schleppen. Bei Gitarrenkonzerten von Amelia oder Lesungen von Jasper war ich gern dabei, aber alles andere löste bei mir vor allem Stress aus. Menschenmengen waren nicht mein Ding, und ich hasste Small Talk. Dieses Gerede über nichtige Sachen wie das Wetter oder die Outfits irgendwelcher Leute ging mir auf die Nerven. Es fiel mir so schon schwer genug, zu sagen, was ich dachte, doch bei solchen Themen fehlte mir einfach der Gesprächsstoff.

Ein lautes Gebrüll riss mich aus meinen Gedanken. Jacob stand mit aufgeschlagenen Knien vor Bree, die ihn umgehend auf ihren Schoß setzte.

»Wir sollten zurück«, sagte sie an mich gewandt, bevor sie beruhigend auf Jacob einredete. »Ist ja gut, ich säubere die Wunde und klebe dir ein Pflaster auf, und im Kindergarten kannst du dich hinlegen.«

Während Bree sich um seine Verletzung kümmerte, versammelte ich die anderen Kinder um mich, und sobald Jacob verarztet, alle Nasen geputzt und Rucksäcke aufgesetzt waren, machten wir uns auf den Rückweg. Teddy ging wie vorhin an meiner Hand und umklammerte sie mit festem Griff. Immer wieder sah er zu mir hoch, als wollte er sich vergewissern, dass ich auch wirklich da war. Die Geste erinnerte mich irgendwie an mich selbst. Ich hatte mich früher ähnlich oft nach meiner Schwester umgeschaut, um sicherzustellen, dass sie nicht von meiner Seite wich.

Sobald wir zurück im Kindergarten waren, sorgten wir dafür, dass alle Hände sauber waren, bevor wir die Kinder wieder spielen ließen. Zum Glück verging die Zeit bis zum Arbeitsende relativ schnell und auch ereignislos. Wie jeden Tag schlossen wir mit einem Lied und einer kleinen Geschichte ab, die Bree vorlas, und dann wurden die Kinder auch schon abgeholt.

Sobald wir alles aufgeräumt hatten, umarmte ich Bree zum Abschied und verließ lächelnd den Kindergarten. Es war erst früh am Nachmittag, weshalb ich beschloss, das schöne Wetter für einen Spaziergang durch Edinburgh zu nutzen. Ich liebte die alten Gebäude, den Blick auf die Burg, die über der Stadt thronte, und diese besondere Atmosphäre, die die Altstadt ausstrahlte. Obwohl hier viele Touristen unterwegs waren, hatte es jedes Mal eine beruhigende Wirkung auf mich.

In meinem Lieblingscafé in der Altstadt legte ich einen Stopp ein. Ich bestellte ihren hausgemachten Eistee, der

nach Pfirsich schmeckte, und setzte mich mit meinem Notizbuch an einen Tisch am Fenster. Doch anstatt zu schreiben, beobachtete ich die Menschen, die draußen vorbeieilten, zu beschäftigt, um das Wetter oder die Stadt zu genießen. Ihr Blick klebte entweder auf ihren Füßen oder auf ihrem Handy, und die Sorgenfalten zwischen ihren Augen erinnerten mich an die meiner Tante. Charlotte war eine Meisterin im Sich-Sorgen-Machen und Zu-viel-Arbeiten. Seit Amelias Auszug richtete sich all ihre Aufmerksamkeit auf mich. Während ihre Sorge früher zumindest auch meine Schwester getroffen hatte, kriegte ich jetzt alles allein ab. Ich wusste, dass sie es nur gut meinte und dass ihr das Loslassen schwerfiel, doch manchmal erdrückte mich ihre Sorge. Umso mehr genoss ich es, wenn ich ungestört meine Gedanken zu Papier bringen konnte, wie jetzt.

Im Hintergrund brummte eine Kaffeemaschine, und leise Jazzmusik plätscherte aus den Boxen über mir. Die perfekte Geräuschkulisse, um abzuschalten und meiner Kreativität freien Lauf zu lassen.

Ich setzte den Stift an und schrieb das Erste, was mir in den Sinn kam.

Und ja, es stimmt.

Ich denke und fühle oft ziemlich viel,

vertraue nicht leicht, doch wenn ich es tu, bin ich All In,

weil ich die goldene Mitte schnell mal verpass und

meistens zu tief tauch, wenn ich mal spring.

Nachdenklich schaute ich auf die Buchstaben, die sich eng aneinanderreiheten. Warum fiel es mir so viel leichter, meine Gedanken zu ordnen, wenn ich sie aufschrieb? Ich hatte so viel zu sagen, doch trotz unzähliger Therapiestunden blieb ich manchmal immer noch stumm, wenn es darauf ankam. Vielleicht würde ich übermorgen bei meiner nächsten Sitzung das Thema mal ansprechen können.

»Ist hier noch frei?«, erklang neben mir eine dunkle Stimme.

Ich schaute auf und sah einen älteren Herrn, der ein Stück Kuchen auf dem Tisch abstellte, als hätte ich seine Frage bereits bejaht. *Nein*, wollte ich sagen. *Nein, hier ist nicht frei*. Stattdessen nickte ich schwach, und nachdem er sich lächelnd hingesetzt hatte, versuchte ich, mich wieder auf mein Notizbuch zu konzentrieren.

Doch mein Blick huschte immer wieder zu ihm, und ich wurde zunehmend unruhiger. Er sagte nichts, schien auch nicht wie andere ältere Herren an einem Gespräch interessiert zu sein oder mein Schweigen seltsam zu finden. Trotzdem machte mich seine Anwesenheit nervös, und ich wusste nicht, wohin ich schauen sollte.

Es war nicht so, dass ich Angst hatte, mich mit fremden Menschen zu unterhalten oder den Mund aufzumachen und meine Meinung zu sagen. Ein Teil von mir wollte nichts sehnlicher als das, doch ein anderer, mächtigerer Teil stellte sich wie eine unüberwindbare Barriere zwischen meine gedachten Worte und meine Stimme. Es passierte nicht mehr so oft wie früher, doch es gab die Momente noch. Und jetzt war einer dieser Momente.

Seufzend packte ich das Notizbuch ein, trank meinen Eistee aus und schlüpfte in meine Jeansjacke. Vielleicht gelang es mir das nächste Mal. Meine Therapeutin wurde nicht müde zu betonen, dass es manchmal kleine Schritte brauchte. Ob sie wusste, dass ich seit dem Tag, der meine Welt für immer verändert hatte, nichts anderes als kleine Schritte machte?

Ich wollte keine kleinen Schritte mehr, sondern einen Sprung über die verdammte Schlucht.

Vielleicht nächstes Mal. Das sagte ich mir auf dem Weg nach Hause immer wieder.

2. KAPITEL

Maisie

»Ich halte das für eine sehr gute Übung für dich.«

Es war später Nachmittag, und ich war nach dem Kindergarten direkt zu einem Termin bei meiner Therapeutin gefahren.

»Ich soll vor einer Gruppe fremder Leute meine Texte vortragen?« Entgeistert schaute ich Dr. Rae an. Hatte sie jetzt völlig den Verstand verloren? Während ich noch überlegte, ob ich in hysterisches Gelächter oder hektische Schnappatmung ausbrechen sollte, erzählte sie in gelassenem Ton weiter von ihrer absurden Idee.

»Es ist ein geschützter Rahmen. Ein Freund von mir leitet die Schreibwerkstatt. Er unterrichtet Literaturwissenschaften an der Uni und weiß, wovon er redet. Außerdem kommen im Schnitt nur zehn bis fünfzehn Leute zu den Treffen, was eine überschaubare Größe ist.«

Zehn bis fünfzehn Fremde waren immer noch zehn bis fünfzehn zu viel. Natürlich hatte ich in der Schulzeit ebenfalls ab und zu ein Referat halten müssen, was mich jedes Mal eine immense Überwindung gekostet hatte. Aber die vertrauten Gesichter meiner Klassenkameraden hatten mich ermutigt, es zumindest zu versuchen. Einen persönlichen Text vor einem unbekanntem Publikum vorzutragen, war aber eine ganz andere Nummer.

»Außerdem sind die Teilnehmer alle in deinem Alter. Die Schreibgruppe ist ausgeschrieben für Zwanzig- bis Fünfundzwanzigjährige. Das wäre also auch eine tolle Gelegenheit, neue Freunde zu finden, meinst du nicht?«

»Meinen Sie das ernst?« Bemüht, die Fassung nicht zu verlieren, suchte ich im Gesicht meiner Therapeutin nach

Anzeichen, dass sie nur scherzte. Doch Fehlannonce. »Es ist Ihr Ernst.« Verblüfft sank ich in das weiche Polster der Couch zurück. »Sie wissen schon, dass ich vor Fremden nicht sprechen kann? Dass ich seit sechzehn Jahren ein Problem damit habe und mich dort völlig zum Deppen machen werde?«

»Das wirst du nicht, Maisie. Ich begleite dich jetzt schon seit vier Jahren, und die Fortschritte, die du in der Zeit gemacht hast, sind enorm. Du bist so weit.« Dr. Raes Lippen verzogen sich zu einem zuversichtlichen Lächeln.

Kopfschüttelnd sah ich sie an. Eigentlich vertraute ich Dr. Raes Urteil. Sie war mir nach einem längeren Klinikaufenthalt, durch den ich mein Schweigen endlich hatte hinter mir lassen können, von einem der Ärzte dort empfohlen worden. Warum sie sich dafür entschieden hatte, Leuten wie mir zu helfen, wusste ich nicht. Aber sie machte ihren Job gut. Zumindest hatte sie das bis heute. »Ich fürchte, Sie irren sich.«

Dr. Rae schwieg einen Moment lang. Mit jeder weiteren Sekunde, die verging, wurde ich unruhiger. Ich hasste es, wenn sie das machte, was absolut ironisch war, wenn ich daran dachte, wie lange ich den Menschen nicht viel mehr als mein Schweigen entgegengebracht hatte. Ich versuchte, in ihrer Miene zu lesen. Vergeblich. Obwohl ich Dr. Rae inzwischen seit vier Jahren regelmäßig sah, konnte ich sie immer noch schwer einschätzen. Ich kannte lediglich ihre Vorliebe für knalligen Lippenstift. Die Wahl war heute auf ein tiefes Kirschrot gefallen, das an mir vermutlich albern aussehen würde, ihr aber einen edlen Touch verlieh. Ihre dunkelblonden Haare hatte sie wie so oft zu einer Frisur hochgesteckt, und sie trug einen blauen Blazer zu einer schwarzen Hose, womit sie genauso gut in einem Büro oder einer schicken Kanzlei hätte sitzen können.

»Was wäre das Schlimmste, was passieren könnte?«, fragte sie ruhig und unterbrach damit meine Gedanken.

Ich kniff die Augen zusammen und unterdrückte ein Seufzen. Das machte sie immer, wenn ich mir etwas selbst nicht zutraute. Sie ging mit mir sämtliche Szenarien durch, bis ich zu dem Schluss kam, dass alles halb so wild war. Und obwohl ich genau wusste, was folgen würde, ließ ich mich darauf ein.

»Sie könnten über mich lachen, weil ich mit einem Blatt Papier vor ihnen stehe und kein Wort herausbringe. Ich könnte in Tränen ausbrechen und wie ein kleines Kind aus dem Raum rennen. Das wäre verdammt demütigend. Und ziemlich peinlich.«

»Ausgelacht zu werden oder eine Flucht wäre also das Schlimmste, was dir passieren könnte?«

»Das kam mir zumindest als Erstes in den Sinn, haben Sie vielleicht noch ein paar weitere Szenarien?«, fragte ich halb im Scherz, halb in Angst.

Sie lachte leise. »Natürlich nicht. Das wirst du jetzt vielleicht nicht hören wollen, aber wenn das deine schlimmsten Vorstellungen sind ...«

»Ja?«, fragte ich und wusste nicht, worauf ich hoffte. Dass sie mir Mut machte oder dass sie einsah, dass dieser Schritt zu groß für mich war.

»Nun ja. Ich denke, dann wirst du's überleben.«

Bitte was? Ich war mir ziemlich sicher, dass mir die Kinnlade herunterklappte und ich sie wie eine Idiotin anstarrte. »Dürfen Sie das überhaupt so sagen? Müssten sich mich nicht aufmuntern oder mich darin bestärken, dass ich meine Texte erst dann vortragen soll, wenn ich mich dafür bereit fühle?«

Therapeutinnen waren dafür da, zu helfen, oder nicht? Sie sollten einen Schritt für Schritt über die Schlucht führen und einen nicht einfach hineinstoßen, in der Hoffnung, dass einem plötzlich Flügel wuchsen, die einen vor dem freien Fall schützten. Andererseits hatte ich an Dr. Rae immer gemocht, dass sie auch mal unkonventionelle Wege ging. Obwohl sie meistens mit

Fragen arbeitete, sagte sie mir manchmal auch ganz direkt ihre Meinung oder brachte einen Spruch, mit dem ich nicht rechnete. Sie war über die Sitzungen hinweg mehr so etwas wie eine weise Tante geworden, deren Rat ich suchte, wenn ich nicht weiterwusste oder das Chaos in meinem Kopf zu viel wurde, um es allein zu sortieren.

»Normalerweise würde ich das sagen, ja. Aber manchmal braucht es auch einen kleinen Schubs in die richtige Richtung, und ich habe keine Zweifel daran, dass du nur zu der Schreibwerkstatt gehen wirst, wenn du es auch willst. Sieh es als eine starke Empfehlung meinerseits, mehr nicht.«

»Okay.« Zögernd nahm ich den Flyer entgegen, den sie auf das Tischchen zwischen uns gelegt hatte.

Zugegeben, eine Schreibwerkstatt, in der die Leute sich über ihr Geschriebenes austauschten und Texte vortrugen, klang ziemlich cool. Wenn ich die Tatsache ausklammerte, dass ich dort sprechen musste, wäre ich sofort dabei. Ich atmete tief durch und erinnerte mich an mein eigenes Versprechen, mutiger zu sein. Ich wollte keine kleinen Schritte mehr? Dann würde ich mich Herausforderungen wie diesen stellen müssen.

»Ich denke darüber nach«, sagte ich daher, »aber dort mal vorbeizuschauen, kann ja nicht schaden.«

»Das denke ich auch«, erwiderte Dr. Rae mit einem zuversichtlichen Lächeln. »Wie läuft es mit den Zielen, die du dir bei unserer letzten Sitzung gesetzt hattest?«, wechselte sie dann das Thema. Dankbar steckte ich den Zettel ein und berichtete von meiner Woche.

Nach der Stunde bei Dr. Rae machte ich mich auf den Weg zu Amelia und Jasper. Die beiden waren vor zwei Jahren in eine Altbauwohnung am Stadtrand gezogen, nachdem Amelia zuvor zwei Jahre allein gewohnt hatte. Auch wenn ich mir nicht vorstellen konnte, zu Hause auszuziehen, um die Wohnung beneidete ich die beiden insgeheim. Sie war

ruhig gelegen und stilvoll eingerichtet. Amelia hatte sie in ein gemütliches Zuhause verwandelt, in dem sich an den Wänden Bücherregale reihten, die perfekt mit den Vintage-Möbeln abgestimmt waren.

»Hey, Maisie. Schön, dass du da bist«, begrüßte mich Jasper. Ein erfreutes Lächeln lag auf seinen Lippen, was mir früher die Hitze in die Wangen getrieben hätte. Inzwischen hatte ich mich an seinen Anblick und die Tatsache, dass meine Schwester mit einem meiner absoluten Lieblingsschriftsteller zusammen war, gewöhnt. Es hatte zwar eine Weile gebraucht, und ein Teil von mir flippte immer noch heimlich aus, wenn wir über seine Ideen und Bücher redeten, aber zumindest äußerlich hatte ich mich im Griff.

»Hi.« Schnell schlüpfte ich an ihm vorbei ins Warme. Für Mitte März wehte heute ein ungewöhnlich kalter Wind durch die Stadt. »Ist Amelia nicht da?«, fügte ich hinzu, als ich das lichtdurchflutete Wohnzimmer betrat, das neben den Bücherregalen mit einer breiten Ledercouch und zwei Sesseln ausgestattet war.

Normalerweise saß Amelia hier mit der Gitarre auf dem Schoß und verlor sich in ihrer Musik. Oder sie ging eines ihrer Lehrbücher durch und machte sich Notizen für eine Hausarbeit. Ich kannte nur wenige Menschen, die mit so viel Leidenschaft studierten wie sie. Kein Wunder, dass sie ein Stipendium an der Uni erhalten hatte. Ihr Abschluss in Sozialer Arbeit stand kurz bevor, und sie hatte schon mehrmals betont, wie sehr sie sich auf die Praxis freute. Doch heute war das Wohnzimmer überraschend aufgeräumt.

»Sie hat noch einen Termin mit einem Dozenten, sollte aber jeden Moment da sein. Willst du was trinken? Kaffee? Tee? Saft?«

»Gern einen Tee, aber den kann ich mir auch selbst machen.« Ich ging an Jasper vorbei in die Küche.

»Klar, fühl dich wie Zuhause«, merkte er an, folgte mir aber trotzdem und lehnte sich an die Arbeitsfläche neben dem Herd, während ich Wasser aufsetzte und einen Teebeutel in die Tasse hängte.

Wie immer wenn ich hier war, musterte ich die vielen Postkarten, die mit Magneten am Kühlschrank befestigt waren. Vor einem Jahr waren Amelia und Jasper zu einer halbjährigen Reise quer durch Europa aufgebrochen. Aus jedem Ort, an dem sie mehrere Tage verbracht hatten, hatten sie eine Postkarte mitgenommen.

»Da kann einen schon mal die Reiselust packen, was?« Jasper war meinem Blick gefolgt.

»Ich mag es hier«, erwiderte ich. »Vielleicht besuche ich irgendwann all die Orte, die hier abgebildet sind, aber momentan fühle ich mich wohl, wo ich bin.«

»Das ist gut. Wie läuft's im Kindergarten?«

»Gut.« Ich schenkte mir Wasser ein und ging mit der Tasse Tee zurück ins Wohnzimmer. »Wie läuft es mit deinem Buch?«

»Frag nicht.« Jasper ließ sich auf einen der Sessel fallen und seufzte laut. »Die Deadline rückt mal wieder zu schnell näher, und ich stecke in einer Szene fest, an der ich seit fünf Tagen schreibe.«

»Hast du nicht gesagt, dass dann nur Löschen und Abstand vom Manuskript nehmen hilft?«

Ein gequältes Lächeln huschte über sein Gesicht. »Das klingt nach mir. Nur lässt der Zeitdruck keine Pause zu.«

»Soll ich mal drüberlesen?« Ich war zwar keine Lektorin, aber ich hatte immerhin alle Bücher von Jasper gelesen und kannte mich mit dem Fantasy-Genre gut aus.

»Das wäre nett, ja. Wann höre ich eigentlich mal einen deiner Texte?«, fragte Jasper und überrumpelte mich damit völlig. Um nicht sofort antworten zu müssen, griff ich nach meinem Tee, während er hinzufügte: »Amelia hat erwähnt, dass du wieder mehr schreibst.«

»Das sind nur Wortschnipsel und Gedankenfetzen.«

Skeptisch schaute Jasper mich an. »Ich glaube dir kein Wort.«

»Du weißt, wie schwer mir das fällt.« Ich wich seinem Blick aus und musterte stattdessen die Kerze auf dem Couchtisch, die seit Ewigkeiten dort stand und einen leichten Vanillegeruch verströmte.

»Das tu ich. Aber glaub mir, es wird sich lohnen. Es ist natürlich nicht dasselbe, das ist mir bewusst, aber vor meiner ersten Lesung bin ich auch Tausend Tode gestorben.«

»Ehrlich?« Ungläubig hob ich die Augenbrauen. Jasper wirkte jedes Mal total entspannt, wenn er vorlas. Er schaffte es bereits nach wenigen Worten, seine Zuhörer zu verzaubern.

»Allerdings. Selbst jetzt bin ich manchmal noch nervös. Es kostet Überwindung, etwas vorzulesen, was man selbst geschrieben hat. Gleichzeitig ist es ein berauschendes Gefühl, endlich zu teilen, was man monatelang nur für sich selbst erarbeitet hat.«

»Das kann ich mir gut vorstellen.«

Einen Moment lang schwiegen wir. Jaspers Worte machten mich nachdenklich. Vermutlich hatte er recht, und Nervosität gehörte einfach dazu. Meine Texte vorzulesen, war ein Ziel, das ich nie aus den Augen verlor und das gleichzeitig unendlich weit weg erschien. Aber die Sache mit der Schreibwerkstatt könnte es möglich machen.

In Gedanken versunken nippte ich an meinem Tee, während Jasper sich lächelnd zurücklehnte. Ich warf ihm einen verstohlenen Blick zu. Er wirkte glücklich, und das gab mir Hoffnung. Er und Amelia hatten sich ein Leben aufgebaut, das nicht immer perfekt, aber das gut war. Sie hatten dafür viele innere Grenzen überschreiten müssen, und es wurde Zeit, dass ich das auch tat. Dass ich zumindest damit anfing.

Wieder sah ich mich in der gemütlich eingerichteten Wohnung um. »Falls ich es jemals schaffe, auszuziehen,

wünsche ich mir auch so eine schöne Wohnung«, sagte ich leise.

»Dann musst du nur Amelia engagieren. Sie ist für all das verantwortlich.« Schmunzelnd sah Jasper sich um.

»Du hast verdammt großes Glück mit ihr, weißt du das?«

»Und wie ich das weiß. Ohne deine Schwester säße ich vermutlich immer noch in einem unpersönlichen Apartment, wo ich den ganzen Tag meinen Laptop anstarre.« Er zwinkerte mir zu. »Aber sag Amelia das bloß nicht.«

»Was soll sie mir nicht sagen?«, ertönte die Stimme meiner Schwester.

»Nichts«, sagten Jasper und ich im selben Moment.

»Aha. Ich frage lieber nicht weiter nach.« Sie begrüßte Jasper mit einem flüchtigen Kuss auf den Mund und setzte sich neben mich auf die Couch. »Schön, dich zu sehen, Süße.« Sie drückte mich an sich, und augenblicklich verschwand etwas von der Unruhe, die mich seit der Sitzung mit Dr. Rae gepackt hielt.

»Hi, Amelia«, sagte ich lächelnd und löste mich aus ihrer Umarmung.

»Erzähl, wie geht's dir?«, fragte sie, während Jasper aufstand, um ihr ebenfalls eine Tasse Tee zu bringen. »Wir haben uns ja ewig nicht mehr gesehen.«

Ich schnaubte. »Wir haben vor ein paar Tagen telefoniert.«

»Sag ich ja. Das ist ewig her.«

Belustigt schüttelte ich den Kopf. »Wenn du meinst«, sagte ich, bevor ich dazu überging, ihr von der Arbeit im Kindergarten zu erzählen. Als ich die kurze Begegnung mit dem unverschämten Kerl auf dem Spielplatz erwähnte, lachte Amelia laut auf und gratulierte mir zu meiner Schlagfertigkeit, während Jasper etwas von unverschämtem Verhalten murmelte.

»Als wärst du dafür bekannt, höflich und kommunikativ zu sein«, zog Amelia ihn auf.

»Hey, ich habe mich gebessert«, protestierte Jasper. »Ich bestelle jetzt immer einen zweiten Cappuccino, wenn ich im Café arbeite.«

Schmunzelnd beobachtete ich, wie Amelia die Augen verdrehte und Jasper liebevoll gegen die Schulter stieß.

»Ich meinte eigentlich die Sache mit Jamie.«

»Ich weiß. Aber auch da habe ich mich gebessert: Wir telefonieren inzwischen sogar regelmäßig.«

Es war schön, zu hören, dass Jasper wieder ein Verhältnis zu seinem kleinen Bruder hatte aufbauen können. Die beiden waren als Kinder in Pflegefamilien gekommen und hatten es nicht immer leicht gehabt. Ich wusste von Amelia, dass zwischen den beiden einiges vorgefallen war, dass Jasper seinem Bruder aber trotz allem dabei geholfen hatte, in Edinburgh ein neues Leben anzufangen. Das war etwas, was ich an Jasper von Anfang an gemocht hatte: Für die Menschen, die ihm wichtig waren, würde er alles tun. Ähnlich wie Amelia für mich.

Während der nächsten Stunden dachte ich weder an die Schreibwerkstatt noch an die Barriere in meinem Kopf. Ich dachte nicht daran, dass ich keine kleinen Schritte mehr wollte, sondern Sprünge, obwohl es mir riesige Angst einjagte. Ich dachte auch nicht an meine Eltern. Daran, wie sehr ich sie vermisste und dass ich bis heute nicht verstand, warum ich noch da war, während sie keine Chance gehabt hatten.

Ich blendete alle dunklen und zweifelnden Gedanken aus und konzentrierte mich stattdessen auf Amelias Lachen und Jaspers Strahlen, wenn er sie ansah. Bei ihnen war es leicht, zufrieden und ich selbst zu sein.

Als ich mich schließlich verabschiedete und Amelia versprach, mich bald wieder bei ihr zu melden, zog Jasper mich in seine Arme. »Ich weiß, dass du eine Menge zu sagen hast, und ich glaube fest daran, dass du und die Welt bereit sind, deine Texte zu hören.«

Ich nickte nur und winkte den beiden zu, während ich mich auf den Heimweg machte. Doch Jaspers Worte ließen mich nicht los, und als ich die Tür zu unserer Wohnung aufschloss, glaubte ich sie fast selbst. Zumindest genug, um den Entschluss zu fassen, mich morgen bei der Schreibwerkstatt anzumelden.

3. KAPITEL

Weston

Im Schnellschritt bog ich in die Straße ein, in der sich der Kindergarten befand. Ich war spät dran, und wenn mein Neffe eines hasste, dann warten.

Meine Schwester Rose hatte mir heute Morgen eine verzweifelte Voicemail hinterlassen. Auf der Arbeit war ein spontaner Termin eingegangen, an dem sie teilnehmen musste, und ob ich auf Teddy aufpassen könnte. Also ließ ich meine Rechtsvorlesung sausen und spielte stattdessen Babysitter. Den Stoff wieder aufzuholen, würde mich zwar mehrere Stunden kosten, aber wenn es um Teddy ging, konnte ich unmöglich Nein sagen. Ich liebte den Kleinen einfach abgöttisch.

Wenig später betätigte ich ungeduldig die Türklingel. Teddy ging erst seit Kurzem in den Kindergarten, doch bisher schien er sich sehr wohlzufühlen. Kein Wunder, der Kleine hatte die Erzieherinnen sicher längst um den Finger gewickelt. Das schaffte er bei allen. Mit seinen großen Augen und dem strahlenden Lächeln konnte ihm niemand etwas abschlagen oder ihm lange böse sein. Dabei hatte er es faustdick hinter den Ohren. Eine Eigenschaft, von der ich gern behauptete, dass er sie von mir geerbt hatte. Von meiner Schwester kam das manipulierende Lächeln jedenfalls nicht. Sie war immer die Mustertochter, die meine Eltern sich gewünscht hatten. Sie hatte getan, was von ihr verlangt wurde, und nur Bestnoten nach Hause gebracht. Bis sie mit einundzwanzig weinend auf der Couch meiner Eltern gesessen und ihnen gestanden hatte, dass sie schwanger war.

Mit aller Macht verdrängte ich den Gedanken an das Arschloch, das meine große Schwester einfach sitzen gelassen und ihr Leben unwiderruflich verändert hatte. Es würde mich nur wütend machen, und ich trug bereits genug Frust mit mir herum. Unruhig betätigte ich die Türklingel ein zweites Mal.

Keine Sekunde später wurde sie energisch aufgerissen. Verblüfft starrte ich die junge Frau an, die vor mir stand. Es war die Kleine aus dem Park. Die, die mich mit einem Schwall Wasser unsanft aus meinem komaähnlichen Schlaf geholt hatte.

Zugegeben, ich hatte es verdient. Normalerweise trank ich nicht so viel, dass ich es nicht einmal mehr bis nach Hause schaffte. Solche Fehlritte waren nicht geduldet. Weder von meinem Vater, der zwar nichts von der Aktion mitbekommen, für meine Fehlentscheidungen aber ein gruselig genaues Gespür hatte, noch von den Dozenten an der Uni, die vollen Einsatz erwarteten.

»Du.« Sie kniff die Augen zusammen. Ein wütendes Funkeln lag darin, was mich zum Lächeln brachte.

Sie sah hübsch aus. Rostrote Haare ergossen sich über ihre Schultern und erinnerten an die Farbe von Herbstblättern. Es passte zu ihren zarten Gesichtszügen, doch die schokoladenbraunen Augen, die mich böse musterten, widersprachen ihrer ansonsten sanften Ausstrahlung vollkommen. Irgendwie faszinierte mich dieser Gegensatz.

»Also?«, fragte sie, als ich nichts sagte.

»Also was?«

»Ich warte.« Auffordernd schaute sie mich an.

Mit Mühe unterdrückte ich ein Lachen. »Okay.« Ich machte einen Schritt auf die offene Tür zu, doch sie versperrte mir den Weg. »Ähm, ich muss da rein«, sagte ich.

»Ähm, ich glaube, du hast was vergessen.«